

Obolen

Mitteilungen der Johann-Gottfried-Seume-Gesellschaft zu Leipzig e.V.

7 Jahrgang (2006), Nr. 2

Shakespearestr. 7 · 04107 Leipzig

Editorial



Nein, eine zentrale Figur der literarischen Szene in Deutschland in den Jahren um 1800 war Seume nicht, auch nicht ab dem Frühsommer 1803, als sich der Erfolg seines *Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802* abzuzeichnen begann. Erst wir sehen heute besser, daß seine Prosa auch jenseits des Berichts von der Wanderung durch Italien zu einer wichtigen, noch immer nicht genug gewürdigten Gruppe von Prosawerken der Zeit um 1800 gehört, die man unter dem Rubrum „Republikanische Prosa“ einmal ausführlicher beschreiben müßte. Vielleicht ist Seume aber an der vergleichsweise geringen Achtung seiner nicht ganz unschuldig. Man sehe sich etwa die wenigen Zeilen an, die er dem Besuch bei Sophie von La Roche in Offenbach am

Ende des *Spaziergang* widmet. Man denke an das liebevolle Porträt Landolinas: Wie hätte er brillieren und sich selbst damit ehren – und durchaus nicht durch Taktik entehren – können, daß er die alte Dame so liebevoll schilderte, wie sie es doch durchaus verdient hätte, sie, die Verfasserin nicht zuletzt des entzückenden und kurios-verplauderten *Mein Schreibetisch* von 1799, und obendrein hätte er doch sicher Wieland noch mehr für sich gewinnen können, wenn er dessen Jugendliebe treffende Worte gewidmet hätte. Im Oktober 1802 und im Oktober 1803 hat er ihr sehr artige Briefe geschrieben und sein Entzücken über Sophie von La Roches Gedicht auf eine Raupe (in *Liebe-Hütten*) geäußert: „Die glücklichen Stunden, die Sie mir zu schenken die Güte hatten, werden mir in der Erinnerung immer theuer bleiben...“ usw. Steckt in der Kürze, mit der er dann aber den Besuch bei ihr abfertigt, seine berühmte barsche Männlichkeit, seine Unfähigkeit zur Zärtlichkeit, eine Frauenverachtung? Hielt er die Literatur Sophies von La Roche in Wirklichkeit doch für Weiberkram? Oder wollte er einfach dem Ende seines Reiseberichts zueilen, dessen Niederschrift er ja nicht unbedingt genoß? Und wieviel Taktik oder wieviel Überzeugung steckt hinter seinen verstörend hochachtungsvollen Worten über Vater Metternich? Wollte er da mit der Wurst nach der Speckseite werfen, es sich aus irgendwelchen Gründen mit dem Alten nicht verderben, oder war er vom Gespräch mit dem Duodezfürsten echt charmiert? Vielleicht erörtert jemand den Kasus – z. B. auch mit Bezug auf weibliche Autoren und vor allem mit Bezug auf Christoph Martin Wieland –, wenn wir im

nächsten Jahr im September in Oßmannstädt tagen - wie wir doch hoffen wollen. Durch seine gar so auffällig kurze Erwähnung der Sophie von La Roche hat Seume jedenfalls die Möglichkeit verspielt, überhaupt vorzukommen in der La Roche-Biographie, die Strohmeyr eben bei Reclam Leipzig vorgelegt hat, welche ihrerseits übrigens die letzten Jahre der Sophie recht eilig behandelt und ihrem Tod zueilt.

Prachtvoll und würdig aber steht ein Gedicht des als Lyriker meist so verachteten Johann Gottfried Seume am Beginn des neuesten Heftes der „Glossen“ (was mit langem „o“ zu lesen ist!), in welchen Christian Wagenknecht die läßlichen, die schweren und die Todsünden der germanistischen Kollegen zu geißeln pflegt, und damit das Positive nicht fehle, stellt er diesmal, in der 40. Lieferung, das Seumesche „Abendlied“ aus den *Apokryphen* an den Anfang des Heftes:

Was quäl' ich mich, wie es dort draußen steht,
Wenn's leidlich nur von innen geht?
Und was kümmert's mich, was man am Jaik befiehlt?
Stehlen wird man immer, gleichviel, wie man stiehlt!
Rechtlich und vernünftig
Bleiben ewig künftig,
Und man würfelt mit dem Augenblicke. [...],

mit dem großartigen Schluß:

Dann kommt mit der Sichel
Hain und mäht den Michel
Und bugsirt ihn hinter die Gardine.

Es ist zwar nicht ganz sicher, daß dieses Gedicht – wie seit 1811 üblich – wirklich an das Ende der *Apokryphen* zu stellen ist (die Handschriftenverhältnisse sind einigermaßen uneindeutig), aber es ist dies wahrlich eines der großen Gedichte Seumes, und wenn auch nicht alle seine Gedichte von derselben Qualität sind, so hätte Seumes Lyrik – dies bei dieser Gelegenheit erneut vermerkt – doch auch in nicht allzu ferner Zukunft eine gut kommentierte Ausgabe verdient.

Und schließlich: Wir wünschen allen Mitgliedern viel Freude an der neuen Serie von Porträt-Postkarten, welche wir haben anfertigen lassen und wovon wir den heutigen BOLEN drei Sätze mitgeben. Zeigt sich starker Bedarf – bitte melden! –, so lassen wir noch mehr davon machen. Dann müssen wir die Karten allerdings berechnen (samt Porto), weil die Kasse der Gesellschaft ohnehin nicht gerade gefüllt ist. Was mich zwanglos zu dem Appell führt, daß solche, deren Mitgliedsbeitrag für 2006 noch aussteht, doch bitte eine Überweisung tätigen und dabei nicht vergessen sollten, daß Spenden herzlich willkommen sind.

Perfer et obdura!

Leipzig / Bielefeld, 31. Oktober 2006

jörg drews

Im Zuge des Anlegens von Wissenskatalogen in der Aufklärung wurde auch Nicht-Wissen eingestanden, das durch weiße Flecken auf der Landkarte verzeichnet wurde. Dem impliziten Imperativ, sich entlang dieser weißen Markierung ins Unbekannte zu begeben, um dem Homo sapiens Wissenshoheit über die „Fremde“ zu verleihen, folgten zahlreiche Reisende, die ihre Erlebnisse in Berichten weitergeben wollten. Nach Hause zurück kamen die Forscher mit einem Register von bekannten Elementen wie Stadt-Land-Fluss, die sie mit und nach Eigenem benannt hatten. Damit gingen sie nicht viel anders vor als jene „frühen Geographen, welche die Karte von Afrika verfertigten“, wie sie Goethe beschreibt: Sie waren gewohnt, „dahin, wo Berge, Flüsse, Städte fehlten, allenfalls einen Elefanten, Löwen oder sonst ein Ungeheuer der Wüste zu zeichnen, ohne daß sie deshalb wären getadelt worden.“¹ Das Unbekannte wird substituiert durch ein vertrautes (sprachliches) Bild, das das Andere symbolisiert. Die so erfolgende Erfahrung des Fremden ist zu sehen als Versuch der Kontrolle und Aneignung des Fremden mittels eines „emblematischen Verfahren[s]“.² Im Zuge dieses Vorgangs greift die Imagination, die für Gaston Bachelard Bedingung ist, „um einen neuen Raum zu ‚erleben‘“,³ auf selbst Erlebtes und auf ein kulturelles Gedächtnis zurück. So kommt es, dass Reisende (und mit ihnen die Rezipienten ihrer Berichte) in einer erinnerten und konstruierten Vergangenheit wandern, die den realen Raum als Schicht überzieht. Im „Wissensspeicher“, der für diese Übersetzung des Wahrgenommenen ins Vertraute herangezogen wird, sucht der Reisende umso intensiver nach Organisationsmustern zur Herstellung des fremden Wirklichen, je befremdlicher die Umgebung anmutet. Gleichzeitig wird durch das Aktivieren des Gedächtnisses auch das Eigene in der Konfrontation mit dem Fremden fixiert. Dabei „agiert“ der Reisende, so Gerhard Neumann, „einerseits improvisierend, indem er sich, ‚performativ‘ und experimentell, auf die Wahrnehmung dieses begegnenden Neuen und Fremden einstellt; er verhält sich aber zugleich imitierend oder rekapitulierend, indem er die im Gedächtnis [...] aufbewahrten Vorbilder und Orientierungs-Muster möglichen Verhaltens memoriert und nachspielt.“⁴ Diese individuell und kulturell geprägten Muster bestimmen als „cultural baggage“⁵ was und wie wahrgenommen wird. Die Resultate werden anschließend im Reisebericht auf der Grundlage eines mit der Zielgruppe geteilten kulturellen Wissens zu einem Konsens über eine Außenwelt verwoben. Ziel des Reisenden und seines Berichtes ist, so Murath über Fremderleben, „nicht etwa die Rekonstruktion einer ‚wahren Aussage‘, sondern die Konstruktion einer als kohärent empfundenen Aussage.“⁶ Die Fremde wird hinsichtlich der Intertexte wahrgenommen, gelesen und vom kulturellen Standpunkt des Betrachters aus interpretiert und benannt.

Als Beispiel für das Streben nach Kontrolle der Fremde mittels Übersetzung ins Eigene kann Goethes erste Schweizreise herangezogen werden. 1775 versucht er,

bedeutende Ansichten zu zeichnen, muss aber erkennen: „für dergleichen Gegenstände hatte ich keine Sprache.“⁷ Sein Problem sieht er darin, dass er sich bislang „nur an beschränkten Gegenständen“ geübt hat und so in der gebirgigen Schweiz, dem Erhabenen gegenüber, „nach Art der Dilettanten [zeichnete], was nicht zu zeichnen war und was noch weniger ein Bild geben konnte“.⁸ Daraufhin wendet er laut *Dichtung und Wahrheit* die Taktik an, Landschaft zum Kunstwerk zu machen, indem er sie in seine Sprache überträgt (und sich gleichzeitig als Dichter inszeniert). Durch ästhetisierende Symbolisierung erhält er klarere Konturen und erfasst seiner Meinung nach das Wesentliche. In der Folge sieht er sich als Meister des Originals:

So führte ich das Detail, das ich mit dem Bleistift nicht erreichen noch durchführen konnte, in Worten gleich daneben aus und gewann mir auf diese Weise eine solche innere Gegenwart von dergleichen Ansichten, daß eine jede Lokalität, wie ich sie nachher in Gedicht oder Erzählung nur etwa brauchen mochte, mir alsbald vorschwebte und zu Gebote stand.⁹

30 Jahre später ist das Gebirge vertraute Fremde geworden: 1787 bestieg Horace Bénédict de Saussure mit Kompaß, Barometer und Thermometer den Mont Blanc und leitete mit seinem vielbeachteten Bericht eine neue Ära der Bergbeschreibungen ein. Die Turm- und Bergbesteigungen wurden modisch, wovon beispielsweise Jens Baggesens *Das Labyrinth* von 1791 und *Parthenais oder die Alpenreise* von 1803 zeugen. Diese Texte gehörten zur Lektüre und zum „cultural baggage“ eines Mannes, der zwar nebst dem Brocken auch Vulkane bestieg und den wilden Semmering-Pass überquerte, aber doch in erster Linie durch zu Fuß zurückgelegte Distanzen von sich reden machte: Johann Gottfried Seume, der 1802 in Sizilien und 1805 in Russland seine Fremde als Schreibanlass entdeckte. Wie Goethe macht er aus der durchreisten Landschaft ein literarisches Kunstwerk und sucht dabei nach Konturen, die er durch Projektionen oder durch das Auffinden des Eigenen in fremden Räumen erhält: Ob er nun seinen Blick in Panoramen kreisen lässt oder ob er zielstrebig vorwärts eilt, seine Beschreibungen visueller Eindrücke widmen sich vor allem der Bebauung des Bodens und militärischen Anlagen. Dem Pächtersohn und Leutnant geben sie Gelegenheit zur Entspannung, denn mit ihnen entdeckt er Vertrautes und kann sich aus dem informationslosen „weißen Rauschen“, der unfassbaren und unbeschreiblichen Monotonie des Fremden, befreien. Sein Auge findet heimelige Ruhepunkte zur Rast und sein Geist Anstöße zur Bewegung in Kanälen, Straßen und Abgrenzungen, die ihm auch überschaubar gliedernde geometrische Strukturen bieten: Sie teilen die Welt in Portionen, die vom Betrachter, der leicht vom Eindruck des Fremden überwältigt ist, verarbeitet werden können. Gleichzeitig dient die Infrastruktur der Kultur eines Landes, an der Seume die Qualität des Herrschers messen will. In diesem Sinne funktionalisiert Seume seine Umwelt: Er macht sie zum Ausgangspunkt seiner Reflexionen über Gerechtigkeit und Herrschaftssysteme, denn Land kann mit triumphalen Aquädukten bewässert oder mit Kanälen entwässert werden, wodurch „viel schönes Paradies geschaffen werden“ kann. (Sp 158)¹⁰

Das beste Beispiel für eine solche zweite Schöpfung ist das Anlegen von Gärten, die den Raum auch funktionalisieren und strukturieren, wodurch sie Sehbedürfnissen und dem moralischen Prinzip des *prodesse et delectare* der Aufklärung entgegen kommen. Den Garten hat Thomas Dürer als maßgebliches Kriterium der Naturwahrnehmung Seumes auf seiner italienischen Reise ausgemacht; ob dies auch in *Mein Sommer 1805* zutrifft, dies zu untersuchen ist seit Dürer ein Desiderat. Er vermutet einen „Wandel“ in Seumes Wahrnehmung, die nunmehr „wesentlich stärker von gesellschaftlichen Aspekten bestimmt“ sei und fragt sich nach den Gründen dieser Veränderung.¹¹ Doch aufs erste ist keine Neuerung in Seumes Wahrnehmung auszumachen. Er sucht auch im Nordosten nach paradiesischen Gartenszenarien, durch die er spazieren kann. Auch ist er nicht wesentlich „politischer“ als 1802, denn Möglichkeiten zur Kritik am zaristischen „System“ lässt er aus: Die Gärten wurden durch Leibeigene bearbeitet, was er wissen musste, auch wenn er das nicht schreibt. Somit verurteilt er zwar die Leibeigenschaft, preist aber ihre Produkte, deren Zustandekommen er geflissentlich übersieht. Eine ganze Stadt kann ihm zu einem solchen Garten werden: Petersburg, die planmäßig in den Sumpfboden gestampfte Residenz mit idealen Proportionen, faszinierte Seumes Generation. In ihr findet er „vor dem Tore der Admiralität“ den „besten Punkte zum Orientieren“, denn hier wird seine Aufmerksamkeit wie in einer Parkanlage geschickt „in die drei Hauptperspektiven hinunter“ gelenkt. Somit ist der „Anblick“ trotz seiner Unvergleichlichkeit nicht überwältigend, sondern ästhetisch kontrolliert. Natürlich bewundert er den Schlossplatz und die mit ihm verbundene „Arbeit, die in anderen Hauptstädten nicht ohne große Anstrengung geschehen wäre“ (So 604), aber hier geschieht Kultivierung offenbar von selbst. Auch bei den Gartenpflanzen in Petersburg, die er als Sieg des Menschen über die Naturgegebenheiten bewundert, fragt er sich nur, *woher* sie kamen, nicht *wie* sie daher kamen. Im nahe gelegenen Zarenschloss von Pawlowsk entdeckt er sogar „einige ziemlich hohe italienische Pappeln“, „die man aber gegen die Strenge der Kälte im Winter in große hölzerne Kasten einschließt und noch mit Stroh verwahrt. Sie sind die einzige, die ich so hoch nordwärts gesehen habe.“ (So 633) Hier arbeitet Seume an seiner Bestimmung von Russland als Gegenbild zu Italien, denn trotz aller „Millionen“, die „der Kaiser von Rußland“ für die „Vegetation“ in Peterhof ausgibt, (So 716) bleibt das Land doch eines der „Antihesperiden“, dessen Land „kahl“ ist und durch Rodungen „noch verödeter“ (So 575) wird. Wenn Italien als Garten wahrgenommen wird, kann man aus der Gegenüberstellung Russlands schließen, dass dieses Land nicht als Gartenlandschaft erscheinen soll. Die ästhetischen und gegliederten Gärten in Russland dienen eher als Kontrastobjekte zur umgebenden Landschaft, die dadurch noch stärker als kulturlos und lebensfeindlich hervorgehoben wird. Auch ist das schon damals topisch „weite“ Russland im Gegensatz zum umzäunten Garten dank seiner Verbindung nach Amerika im Osten und dem unbekannten Eismeer im Norden nicht begrenzt.

Im Zuge der Untersuchung, wie das, was kein Garten ist, wahrgenommen, versprochen und vermittelt wird, stößt man immer wieder auf sein Gegenteil: „ziemlich fruchtbare gut bebaute Gebiete“ unterbrechen unfruchtbare „Wüste“

(So 584). Die Beschreibung der wechselnden Qualität der geistigen und agronomischen Kultur im Norden erinnert von Liefland an stark an die Beschreibungen von Almen im unwirtlichen Gebirge bei Jean-Jacques Rousseaus *Julie oder Die neue Héloïse* von 1762, mit der Titelvariante: *Briefe zweier Liebenden aus einer kleinen Stadt am Fuße der Alpen*. Schon sein Fußmarsch nach Italien dürfte von Rousseau inspiriert worden sein, und 1805 ist Seume ein Briefe schreibender Liebender, der in ein den Alpen analog gezeichnetes Land aufbricht, um dort sein gepeinigtes Herz auszukurieren. Augenscheinlich ist Seumes Nähe zu Rousseau, wenn letzterer seinen Helden „zu Fuße“ in die weite Welt schickt: Dort „wollte [er s]einen Gedanken nachhängen und stets wurde [er] durch einen unerwarteten Anblick abgelenkt.“¹² Rousseau fädelt in der Art der Reiseberichte eine Kette von Orten an die temporäre Kette von mehreren „bald“ aneinander und kontrastiert wie Seume häufig unter menschlicher Hand gepflegte loci amoeni („Wiese“) mit natürlichen loci terribiles („Schlund“). Weiter im Norden, in Sippola, bleibt dieser Wechsel in Seumes Beschreibungen erhalten, bloß gibt es statt Sand nun Granit-Fels, auf dessen Spitzen er klettert, um „schöne fruchtbare bebaute Niederungen“ „mit kleine Dörfern und Wiesen und wogenden Fruchtfeldern“ unter sich zu betrachten. (So 674) Die Gewohnheit, „daß ich überall, wo ich kann, die Höhen zur Aussicht suche“ (So 617f.), hat er als Bewältigungsstrategie dem Fremden gegenüber aus Jugendtagen mit der Lektüre des von ihm lektorierten Küttner verfeinert. Er hat dank des Berg-Diskurses im Gegensatz zu Goethe schon die passenden Techniken und Formen, um das vertikal Erhabene in Elemente zu portionieren, die er verarbeiten kann. Die Horizontale der nördlichen Länder zu erfassen fällt ihm hingegen ungleich schwerer als das Beschreiben seiner Bergerlebnisse, trotz seines früheren Dienstes im Süden Russlands. Somit geht es Seume in Sippola auf der Felsenspitze um eine Stilisierung der Landschaft mit dem Ziel, diese fassbar zu machen. Nicht nur, dass er der Weite der Landschaft Grenzen setzt durch einen gliedernden Blick aus der Vogelschau – er beschreibt sein Erleben im Diskurs der Gipfelstürmer: Kurz nach seinem Blick auf die Felder spricht er in der Gegend der damals teilweise unter russischer Hoheit stehenden finnischen Seenplatte von „Granitbergen“ und „unbezwinglichen Felsenspitzen“, als ob er eben einen Überhang überklettern müsste. (So 674)

Neben gezacktem Granitgestein gehört auch der Wasserfall gleichermaßen sowohl zum Inventar der Berg- als auch der Nord-Ikonographie. Schon in Hallers *Alpen* nehmen Sturzbäche eine prominente Stelle ein, und im italienischen Appennin ist Seume begeistert von der künstlich inszenierten Naturschönheit der Cascate delle Marmore (Sp 277). Ein Wasserfall ist nicht nur eine Augenfreude, er ermöglicht als Zeichen (wie die Felsenspitze) auch die Lokalisation eines Ortes. Mit seiner Hilfe kann man Raum strukturieren, wie man es bei Goethe lesen kann: „Hier wird durch einen mächtigen Stromsturz merklich die erste Stufe bezeichnet, die ein Bergland andeutet, in das wir zu treten gewillet sind; wo wir denn [...] Stufe für Stufe [...] die Höhen mühsam erreichen sollen.“¹³ Seumes Verzeichnis solcher Stufen anhand eines Flusses, der sich „furchtbar steil, durch ein enges Granitbett herabreißt“ (So 653), verschafft ihm und dem Leser wieder-

holt Orientierung. In Kymengorod an der Grenze betrachtet er nochmals „einen schönen Wasserfall, wo der Fluß in einer schön gruppierten Gegend, nicht weit von einer Kirche, durch drei Felsenengen viele Klafter herabstürzt.“ Seine in diesen Beschreibungen deutliche Vertrautheit mit Bergbeschreibungen wird im Anschluss noch greifbarer: „Die Umgebungen sind malerisch, und in der Schweiz würde der Ort berühmt genug sein.“ (So 659). Schon kurz zuvor erscheinen ihm „Gruppen malerischer Inseln“ in einem nordischen See als eine „Aussicht“, „die einer Schweizergegend gar nichts nachgibt.“¹⁴ Seume schildert hier nicht nur seinen ästhetischen Genuss, er macht das Fremde mit seinen Vergleichen zum Vertrauten. Es fügt sich in Seumes Bild von Russland als großer Schweiz, dass die durch Natur und Lebensweise abgehärteten Russen (die Soldaten begnügen sich nach mehreren Quellen mit Zwiebeln als Menage) laut Seume in den napoleonischen Kriegen auf eidgenössischem Boden Pfaden folgten, die sonst nur „Gemsenjäger“ und „Steinböcke“ meisterten. (Sp 488) Es geht Seume nicht um Kontrastwirkung von freien Schweizern und geknechteten Russen, politische Fragen kümmern ihn bei diesen schweizerisch-russischen Naturerlebnissen wie schon bei der Betrachtung der Gartenanlagen wenig. Ein expliziter Vergleich der Systeme bleibt aus, vielmehr versucht er die Menschen des Nordens in einer Kategorie mit den Bergbewohnern der Alpen zu fassen. Wie den Bergleuten seit Haller wird auch den Bewohnern des Nordens ein durch die sie umgebende Natur bedingter natürlicher Lebensstil zugeschrieben. Sie, die auf einer von Petersburg in den Norden reichenden „ungeheure[n] Granitschicht“ (So 655) leben, sind „gute Leute“, die

ihren tragbaren Boden erst den Granitbergen abtrotzen, ehe sie mit wahrhaft heldenmütiger Anstrengung es wagen können, ihm irgendwo etwas Samen anzuvertrauen. Und es ist sodann gewiß der schönste Sieg, wenn die Seiten der Berge von Korn wogen, und nur hier und da eine unbezwingliche Felsenspitze durch den Segen freundlich hervorragt. (So 674)

So sehr aber der für die Gebirgswelt typische Wechsel der Szenerien Kultur und Wildnis dominiert, so gibt es noch ein anderes beachtenswertes Muster in Seumes Wahrnehmung, das zur Parallelisierung von Berg- und Norderlebnis beiträgt: Er verfolgt den Wandel der Vegetationszonen, die sich je nach Höhenlage und je nach Breitengrad auf vergleichbare Weise verändern. Ähnlich wie Seume im Kunstbereich stets sein Dilettantentum hervorkehrt und trotzdem unter Zuhilfenahme diverser offizieller und inoffizieller Intertexte beschreibt, so auch bei der Flora und Fauna. Kurz nach seinem Blick von der Felsenspitze in Sippola knüpft er bei der Betrachtung des Bodens an dessen Bewuchs an und befindet: „Das Land hier herum ist das Land der Beeren, deren es eine Menge, bekannte und unbekanntere hat.“ (So 655) Bekannte Beeren sind ihm die „Mamurami“, auf deren finnische Bezeichnung er die russische folgen lässt: „Knäschniky“. Diesen Ausdruck übersetzt er sofort frei ins Deutsche: „Fürstenbeeren.“ Anschließend zeigt er, dass er nicht nur Buffons *Allgemeine Historie der Natur* gelesen hat, sondern auch Linnés *Systema naturae*. Dieses Werk ermöglichte dem Reisenden

das Gefühl, auf einheimische Informanten und ihre Übersetzungen weitgehend verzichten zu können, denn er konnte die Vegetation mit Hilfe der dort angegebenen Systematik nach Fortpflanzungsmerkmalen selbst kategorisieren.¹⁵ Die so erlangte Autonomie nutzt Seume, um die exotischen Beeren als Brombeergewächs und damit als etwas Vertrautes und Essbares zu identifizieren.

Auch durch die Vegetationszonen verzeichnende Karten, die ihm bei seiner Ätnabesteigung zur Verfügung standen, war seine Aufmerksamkeit hinsichtlich der Pflanzen geschult. Am vegetationslosen Gipfel des Vulkans liegt Schnee, darunter findet sich eine waldige Zone mit Eichen, auf die jene mit je nach Lage unterschiedlich bebauten Feldern folgt, bis am Fuße des Vulkans Orangen neben Palmen wachsen (Sp 389). Seume folgt bei der Beschreibung seines Bergerlebnisses der „Reise auf den Aetna. Im Jahre 1770“ Patrick Brydones, der den Vegetationswechsel im Gebirge beobachtet und mit den Erdzonen vergleicht: „Man theilt gewöhnlich das ganze Gebirge in drei Regionen ein, wovon die unterste die fruchtbare, die mittlere die waldigte, und die oberste die wüste heißt. Diese drei Regionen sind so wohl ihrem Klima, als ihren Produkten nach, so wesentlich von einander verschieden, als die drei Erdzonen.“¹⁶ Seume gelangt, dieser Unterscheidung folgend, 1805 in die Vegetationszone der Gipfelregion, obwohl er weitgehend in der Ebene wandert.

Neben Seume suchten auch andere Russland bereisende Autoren Orientierung mit Hilfe der Naturwissenschaften, wobei sie den Spuren Johann Georg Gmelins und Peter Simon Pallas' folgten, welche nach ihren naturkundlich motivierten Reisen in russischen Diensten Berichte verfassten. Kotzebue, der während seiner Verbannung in Sibirien neben Seneca auch die beiden Werke seiner Vorgänger liest, kommt laut *Das merkwürdigste Jahr meines Lebens* jenseits des Urals „kein Obstbaum, auch nicht einer [...] zu Gesicht“. Er sucht sie in Tobolsk im „Garten des Gouverneurs, de[m] beste[n] im ganzen Lande“, doch staunt er dort nicht schlecht: Auf die den Garten umschließende „Bretterwand“ hatte „man Obstbäume gemalt [...]. In der Wirklichkeit zierten ihn [den Garten] der Faulbaum, der Sibirische Erbsenbaum und die Birke.“¹⁷ Nach diesem potemkinschen Garten ist er umso gerührter beim lang „entbehrt[en]“ „Anblick“ der ersten Kirschbäume und Bienenstöcke, als er aus Sibirien zurückkehrt.¹⁸ Seume relativiert empirisch die angebliche Nichtexistenz von Obstbäumen im Norden, freut sich aber trotzdem sehr, als sich diese öfter sehen lassen:

Vor meinem Fenster, das in den Garten geht, steht hier ein schöner großer Apfelbaum, eine Erscheinung, die mich zuerst wieder recht angenehm überraschte. In ganz Petersburg habe ich nur an einer einzigen Stelle, die von allen Seiten gegen den Wind geschützt war, einige Apfelbäume gesehen; aber keinen einzigen Birnbaum. Hier werden die Obstbäume schon wieder gewöhnlicher. (So 674)

Am nördlichen Wendepunkt seiner Tour findet er in erster Linie niedrige Strauchgewächse mit Beeren, danach „Haselsträucher“ (So 670) und erst dann kleinere Bäume. Als nächste Art nach dem Apfelbaum begegnen ihm bei seinem

Abstieg „von den Hyperboreeren herunter“, wie er sagt, „die großen schönen Eichen, die hier einen wirklich heiligen Hain bilden“¹⁹ (So 688), ehe er (nach einem seiner Sehnsuchtsrückfälle nach der Geliebten in der Heimat) in Grenna „zuerst wieder recht schöne Kirschen [findet], in denen mein Appetit ziemlichen Aufwand machte.“ (So 701) Der Vegetationswandel macht Seume bis zu Tränen sentimental:

Hier sah ich zwischen Markaryd und Fagerhult in der Abendsonne wieder das erste Buchenblatt; und unwillkürlich fiel der alte Kerl daneben auf den Rasen, und küsste das Blatt und verhüllte das Gesicht in den Strauch. Ich glaube gar, die Augenwimper fing an mir zu glühen. (So 703)

Die sonst von ihm in den Vordergrund gestellte Männlichkeit des Soldaten spiegelt sich nur im ironischen Unterton der Passage. Hier findet man den Seume, der *Werther* las, Klavier spielte (?) und in die Oper ging.

Durch die Darstellung der Reise als Folge der Vegetationszonen wird sie parallelisiert zu seinen einzelnen kleinen Gipfelsiegen am Weg, die ihm von der unbewachsenen Fläche aus Aussicht ermöglichen. In Nowgorod, der untergegangenen Hansestadt, „übersieht man bloß das große Feld der ehemaligen Herrlichkeit“ (So 612). Bei seinen allumfassenden Blicken schildert er einen Zustand der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen: Die Unterscheidung von tatsächlich Sichtbarem und zu diesem Zeitpunkt noch nicht oder nicht mehr Sichtbarem fällt bei Seumes Höhepunkten, wenn die Faktoren Zeit und Raum aufgehoben werden. In Nowgorod blickt er in die deutsche Vergangenheit der russischen Stadt, sucht die Spuren der Hanse, ehe er diese Stadt, die „gewaltig viel zu bedeuten hatte“, mit ihrer russischen Gegenwart als „ziemlich öde und leer“ kontrastiert. Das Sprichwort, das sich in beinahe jedem Russlandtitel seit dem 17. Jh. findet: „Wer kann wider Gott und Nowgorod?“ dient ihm dann zu einem weiteren Bruch in Raum und Zeit, denn unvermittelt auf das Fragezeichen folgt ein assoziativer Gedankensprung:

Ein Deutscher muß jetzt fast nur in dem Andenken an seine Nation leben. Hier ist ein Österreicher, dort ein Preuße; hier ein Sachse, dort ein Baier; hier ein Hesse und so weiter bis zur Legion der kleinen Fürstentümer: aber nirgends ein Deutscher. Was soll mir die patriotische Aufwallung an der Wolga?²⁰

fragt er sich anschließend rhetorisch (So 612). Sein russisches memento mori ist eine Aufforderung, für eine bessere Zukunft in der Heimat zu handeln. Indem ihm der Anblick Novgorods zur Allegorie wird, ermöglicht ihm die reflektierte Aussicht auf die vergangene Stadt Kontrolle und Vergleichbarkeit in der Gegenwart.

Auch wenn Seume bei anderen „Berg“-Erlebnissen die Verarbeitung des Fremden nicht so gut gelingt, so versucht er dennoch, den nördlichen Wendepunkt der Tour zum Aussicht gewährenden Höhepunkt zu stilisieren, wobei er die politische

Grenze gleichzeitig durch Überschreitung aufhebt und durch die Inszenierung als Grenzkamm hervorhebt: Von hier aus beschreibt er gleichzeitig die Gebiete Russisch- und Schwedisch-Finnlands, die sich hinsichtlich der Natur diesseits und jenseits des Grenzflusses nicht unterscheiden. Wie schon in Novgorod koppelt er die Reisechronologie von der literarischen Reise ab: Vor seinem tatsächlichen Grenzübertritt richtet er schon über die Verhältnisse des noch nicht bereisten Schweden, andererseits kritisiert er die russischen Verhältnisse erst nach der Grenze massiv.²¹ Dass Seume letzteres erst an der Grenze wagt, kann verschiedene Ursachen haben, etwa Karrierepläne und Angst vor der Grenzkontrolle. Es gibt aber noch zwei Gründe für Seumes Achronie: Einerseits ist die Möglichkeit, nach vorn und zurück zu blicken, auf Bergkuppen gegeben – dass Seume hier seinen zukünftigen Weg sieht, lässt sich als Teil einer Inszenierungsstrategie der Reise als Bergtour verstehen. Andererseits haben wir es mit einer Grenzüberschreitung zu tun, wie Seume nicht müde wird zu betonen: Wiederholt weist er darauf hin, dass er sich nicht mehr im russischen Kerngebiet befindet und berichtet von Zeichen der letzten nordischen Schlachten, obwohl er deren Spuren letztlich versummt.

Nun gibt es um 1800 zwei paradigmatische „natürliche“ Grenzen in den deutschen Reiseberichten: den großen Teich zwischen den Kontinenten und die Alpen. Manche Russlandreisende sehen in der Steppe ein Meer, um das nah-fremde Russland zu distanzieren; Seume allerdings, der sich in den nördlicheren Vegetationszonen aufhält und so meist von Wald umgeben ist, orientiert sich eher an Darstellungen von Alpen-Pässen, die am Gotthard gemessen wurden. Schiller widmet sich 1804 diesem literarischen Topos, ohne ihn in Natura gesehen zu haben, in seinem *Berglied*:

Am Abgrund leitet der schwindlichte Steg,
Er führt zwischen Leben und Sterben,
Es sperren die Riesen den einsamen Weg
Und drohen dir ewig Verderben, [...]

Hat man aber alle Prüfungen unter Lebensgefahr bestanden, dann wartet Arkadien als Preis:

Es öffnet sich schwarz ein schauriges Thor,
Du glaubst dich im Reiche der Schatten,
Da thut sich ein lachend Gelände hervor,
Wo der Herbst und der Frühling sich gatten,
Aus des Lebens Mühen und ewiger Qual
Möchte' ich fliehen in dieses glückselige Thal.²²

Wie bei einer Alpenüberquerung wendet sich Seume nach Überwinden dieses Passes im Norden nun nach Süden. Um diesen Wendepunkt deutlicher zu markieren, inszeniert er ihn als Schwelle mit stygischem Grenzfluss, den man mit Hilfe einer Brücke (einem „Steg“ wie am Gotthard Schillers) überqueren muss, wenn man ins Paradies gelangen will. Der Grenzfluss weist eine Besonderheit auf, die

seine Schwellenfunktion hervorhebt: Er teilt sich laut Seume in zwei Arme, und zwischen ihnen liegt „eine Insel von einigen hundert Schritten, welche die Markscheide beider Reiche macht. Die Brücke Questionis ist also eine Doppelbrücke: die über den nördlichen Arm gehört den Russen, und die über den südlichen den Schweden.“ (So 662) Die Insel, deren Umfang er immerhin beziffert, fällt offenbar in keines der Herrschaftsgebiete, denn sie dient als Zeichen. Die utopische Möglichkeit eines neutralen Territoriums innerhalb dieses Zeichens, das man betreten kann, realisiert Seume nicht, aber er befindet sich allein schon in Anbetracht der Grenze in dem „Zwischenraum“ (Certeau), den diese Insel verkörpert; an diesem „dritten Ort“ hält man inne, um zu reflektieren.²³ Laut Rüdiger Görner hat allein das Wort „Grenze“ eine Signalwirkung, die eine „Entschleunigung“²⁴ folgen lässt. Sie mündet bei Seume in einem retardierenden Moment des Reiseberichts in ein Gedicht und die Achronie: „Die Zeit der Dichtung ist vorbei“, schreibt er an dieser Stelle – und muss sich folglich gleich entschuldigen dafür, „Daß ich oft wieder jünger werde“. (So 658) In diesem vagen Zustand der „Liminalität“ sucht Seume an der Grenze nach einer Selbstdefinition.²⁵

Wie schon sein *Spaziergang* von 1803 entwirft auch dieser autobiographische Text ein Selbst in Konfrontation mit dem Ausgegrenzten. Als Reisender tritt man aus dem Alltag und muss sich in der Folge neu definieren – ein Grundmuster der Reiseliteratur, das in Seumes Fall durch die Misserfolge beim anderen Geschlecht noch potenziert wird. Umso markanter erscheint das „Bild von Seume selbst“ als „Vignette des Spaziergängers“ auf der Projektionsfläche der Fremde.²⁶ Sein Selbstentwurf von 1802 als einsamer Wanderer mit Tornister wird in *Mein Sommer 1805* trotz Kutschenfahrten weitergetragen, machte ihn zum „Erzfuß“ und seinen Körper zum Kunstwerk. In beiden Reisen setzt er sich wie ein Ritter auf der Jagd nach Aventure bewusst der Gefahr aus, um sie als Prüfung zu bestehen und Ruhm zu erlangen. Seume, der sich zu Lebzeiten lieber im Verein mit Toten, den Klassikern, als mit den gegenwärtigen Schriftstellern und Politikern sah, nimmt mit seiner Selbstinszenierung die Möglichkeit der europäischen Schriftkultur wahr, „dem sterbenden Körper das Textcorpus als Möglichkeit des Überdauerns im Zeichen“²⁷ gegenüberzustellen. Hier findet bereits eine Verknüpfung statt von „dem sozial verträglichen, dem aufklärerisch und ästhetisch zweckbestimmten Wandern und dem Wandern, bei dem das Individuum die persönliche Herausforderung um ihrer selbst willen, den Genuß der Gefahr und eine neue, andere Identität sucht“, laut Ingrid Kuczyński im späten 18. Jahrhundert noch unüblich.²⁸ Seume sucht seine Identität in der Gefahr, wie schon sein Einleitungsgedicht programmatisch verkündet:

Hinaus, hinaus zum Kampf der Elemente!
Dort findest du,
Als ob der Tod das Leben zaubern könnte,
im Sturme Ruh.

Ob mich, den Pilger, wilde Samoeten
in ihrem Reich,

ob Räuber mich am Fuß des Aetna töten,
mir ist es gleich. (So 558f.)

Die Fremde erscheint als zu überwindende Lebensgefahr, was durch ihre Inszenierung als Bergwelt hervorgehoben wird: Wenn Rüdiger Görner schreibt, dass Metaphern Selbstbestimmungsversuche sind, eine Lokalisierung des Ich, in der sich vor allem die Persönlichkeit des Schildernden „spiegelt“,²⁹ so lässt das im Fall Seumes darauf schließen, dass er mit seiner Berg-Diktion nicht nur ein Wahrnehmungsmuster sucht, mit dem die Fremde wahrgenommen und auch vermittelt werden kann, sondern auch eine Funktionalisierung dieser Fremde zum Zwecke der Inszenierung seiner selbst. In einem Moment seines Lebens, an dem er so ziemlich alles verloren hat: Jugend, Frau, Arbeit, Kraft, Poesie, wo er am vorläufigen Tiefpunkt seiner Karriere steht, stilisiert er sich zum Gipfelstürmer, der dem Licht nahe kommt. Mit dem Erklimmen des Parnass' rettet er sein Leben als Schriftsteller und das Bild seiner männlichen Kraft. Dazu muss sich das Fremde als widerständig, als mit dem Eigenen nicht vereinbar erweisen, obwohl es mittels Schilderung kontrolliert wird.

Dabei entwirft sich Seume nicht nur als ein Individuum, sondern als Mitglied einer Nation, deren Identität er in einer Krise sieht, ehe sie noch gefunden ist. „Deutschland? aber wo liegt es?“ fragt Schiller 1796.³⁰ Seume verortet Deutschland als Mittelpunkt Europas, dessen nördliche und südliche Grenzen er für den Leser auslotet. Dieses Zentrum erscheint ihm im letzten Jahr des Bestehens als deutsches Kaiserreich bereits als zerfallen. Umso mehr kommt den Grenzen der Nachbarn Bedeutung zu, da sie einerseits als wegweisendes Gegenmodell die Möglichkeit eines starken, zentralisierten Nationalstaates aufzeigen, andererseits die diffuse Mitte einfassen und ihr so eine Form verleihen. Durch den Druck der Großmächte aus Norden und Süden soll ein utopischer Nationalstaat geradezu zusammengepresst werden. In seinem Abschlussgedicht, das sein antikisiertes Weltbild komprimiert wiedergibt, bilden nördliche „Felswände“ und das „Glutgürtelgestade“ die beiden Pole, in deren goldener Mitte sich das vaterländische Tal mit Äpfeln und Eichen befindet:

Stürmenden Söhnen des Nordens ist
Die rötliche Beere der Felsenwand
Palmenwein; jubelnder hallt längs dem Berg
Ihr Gesang, über des Bergs Erntegeschenk.

Köstlicher nickt mir der Apfelbaum,
Und herrlicher als Atalantens Frucht:
Schöner ist Weizengebind auf der Flur,
Als am Glutgürtelgestad' Ananashauch.

Rauschet, ihr Eichen des Blumentals, [...] (So 735)

Stellvertretend für das Vaterland als utopischen locus amoenus kontrastiert er das „Rosental“, den von Nachtigallen besungenen englischen Park in Leipzig, mit

samogetischem Frost. (So 565) Doch auch wenn ihm der im milderen Klima beheimatete und seit Klopstock prototypisch „deutsche“ Eichenhain „heilig“ (So 688) ist – seine Fürsten sind es nicht: Teil von Seumes Nationbuilding-Projekt ist seine Kritik an Herrschern. Angesichts der als bedrohlich empfundenen Nachbarn ist es nicht genug, für eine gute Kultur zu sorgen, man muss das „Ährengold“ mit dem „Speer“ schützen, fordert der Veteran. (So 736) Dazu ist innere Ruhe und Kraft, die nur durch glückliche Bewohner gewährleistet wird, nötig: Dass Begeisterung für die Sache, für die man kämpft, den guten Soldaten ausmacht, ist eine häufige Maxime Seumes. Folglich schließt er mit einer Aufforderung an die deutschen Fürsten, „Gerechtigkeit“ und „Freiheit“ zu garantieren, damit ihre Soldaten einen Grund sehen, ins Feld zu ziehen. (So 736)

Seumes Selbstbehauptung in der Fremde wird ermöglicht durch eine nationale Identität, die er sich allerdings erst neu entwerfen muss: Mit Hilfe eines Kontrastsystems zum Nördlichen wie zum Südlichen konstruiert er das „Eigene“, das er als das Deutsche und Humane benennt, und nimmt es als Maß seiner Orientierung. Seine Wahrnehmung ist darauf ausgerichtet, diesem Unterfangen zu entsprechen, wie sein Blick auf Novgorod zeigt. Wie Sternes Yorick³¹ kommt er dadurch auf seiner rückwärtsgewandten, sentimental Reise nicht am Zielpunkt an, sondern bleibt auf den heimatlichen Fluchtpunkt fixiert. Obwohl er als Fußgänger laut Seumes Vorwort unmittelbares Erleben und Empirie für seinen Bericht in Anspruch nehmen will, bleibt der „Wanderer“, wie Certeau erkannte, auf das Eigene konzentriert: „Gehen bedeutet, den Ort zu verfehlen. Es ist der unendliche Prozeß, abwesend zu sein und nach einem Eigenen zu suchen.“³² Was man beim Gehen allerdings stets mit sich herumträgt ist ein Ich, das die Umwelt nach verwertbaren Informationen filtert, wobei selbst die Ebene zum Berg werden kann. Die Trennung von Ich und Welt ist somit obsolet, was auch Seume bereits im Eingangsgedicht vor dem Aufbruch festhält:

Mir wird's so dunkel und so abgestorben,
Und menschenleer.
Bin ich es, oder ist die Welt verdorben
Rund um mich her? (So 558)

Die vor 1800 noch verlässlich wahrnehmbare, objektive Realität wird dem Spätaufklärer zum subjektiven Ausdruck seiner Stimmung. Es ist *sein* Sommer 1805, und es ist *seine* Identität, die er mit seiner Reise zwecks Bewährung in eine selbst konstruierte Umgebung versetzt.

¹Das nimmt Goethe in seinen *Materialien zur Geschichte der Farbenlehre* zum Anlass, selbst in seine Wissens-, „Lücken [...] einige Betrachtungen ein[zu]schieben, auf die wir uns künftig wieder beziehen können.“ Goethe, Johann Wolfgang: Werke. Hamburger Ausgabe, Bd. XIV, Naturwissenschaftliche Schriften. Hamburg ⁴1971, S. 46f.

²Brandstetter, Gabriele: Wege und Karten. Kartographie als Choreographie in Texten von Elias Canetti, Hugo von Hofmannsthal, Bruce Chatwin, „Ungunstraum“ und William

Forsythe. In: Neumann, Gerhard und Sigrid Weigel (Hg.): *Lesbarkeit der Kultur. Literaturwissenschaft zwischen Kulturtechnik und Ethnographie*. München 2000, S. 465-483, S. 466.

³ Bachelard, Gaston: *Poetik des Raumes*. München 1975, S. 236.

⁴ Neumann, Gerhard: *Begriff und Funktion des Rituals im Feld der Literaturwissenschaft*. In: Ders. u. Sigrid Weigel (Hg.): *Lesbarkeit der Kultur. Literaturwissenschaft zwischen Kulturtechnik und Ethnographie*. München 2000, S. 19-52, S. 42.

⁵ Fuchs, Anne und Theo Harden [Hrsg.]: *Reisen im Diskurs. Modelle der literarischen Fremderfahrung von den Pilgerberichten bis zur Postmoderne*. Heidelberg 1995, S. XII.

⁶ Murath, Clemens: *Intertextualität und Selbstbezug – Literarische Fremderfahrung im Lichte der konstruktivistischen Systemtheorie*. In: Ebenda, S. 3-18, hier S. 9.

⁷ Goethe, Johann Wolfgang: *Werke*. Hamburger Ausgabe, Bd. X: *Dichtung und Wahrheit*. München ⁶1976, S. 146.

⁸ Ebenda, S. 149.

⁹ Ebenda, S. 152.

¹⁰ Texte Seumes werden im Folgenden im Fließtext mit Seitenangabe in Klammer zitiert als Sp = *Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802* und So = *Mein Sommer 1805*, beide in: Johann Gottfried Seume: *Werke in zwei Bänden*. Herausgegeben von Jörg Drews. I: *Mein Leben. Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802. Mein Sommer 1805*. Herausgegeben von Jörg Drews unter Mitarbeit von Sabine Kyora. Frankfurt a. M. 1993.

¹¹ Düe, Thomas: *Über die Natur in Seumes „Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802“*. In: Drews, Jörg: „Wo man aufgehört hat zu handeln, fängt man gewöhnlich an zu schreiben.“ Johann Gottfried Seume in seiner Zeit. *Vorträge des Bielefelder Seume-Colloquiums 1989 und Materialien zu Seumes Werk und Leben*. Bielefeld 1991, S. 72-96, hier S. 93f.

¹² Jean-Jacques Rousseaus *Julie oder Die neue Héloïse* von 1762. Briefe zweier Liebenden aus einer kleinen Stadt am Fuße der Alpen. Übers. v. Johann Gottfried Gellius. München 1978, S. 76-78.

¹³ Goethe, Johann Wolfgang: *Werke*. Hamburger Ausgabe, Bd. X: *Dichtung und Wahrheit*. München ⁶1976, S. 134f.

¹⁴ Auf den Vergleich kommt Seume wohl, weil Freund und Briefempfänger Schnorr gerade in der Schweiz ist; beinahe gleichzeitig mit ihm kehrt er nach Hause zurück, wie er am Ende seiner Erzählung festhält. (So 736)

¹⁵ Vgl. Cronin, Michael: *Andere Stimmen: Reiseliteratur und das Problem der Sprachbarrieren*. In: Fuchs, Anne und Theo Harden [Hrsg.]: *Reisen im Diskurs. Modelle der literarischen Fremderfahrung von den Pilgerberichten bis zur Postmoderne*. Heidelberg 1995 (Neue Bremer Beiträge 8), S. 21. Der Gedanke, dass das System Linnés Orientierung anhand von Geschlechtlichkeit der Wesen ermöglicht, hat im Falle des aus einer missglückten Beziehung flüchtenden Seume einen eigenen Reiz.

¹⁶ Anonym [Patrick Brydone]: *Die Reise auf den Aetna*. Im Jahre 1770. S. 20-25. Diese Publikation ist ein Auszug aus der von Seume zitierten (Sp 490) *Tour through Sicily and Malta in a series of letters to William Beckford, Esq. Of Somerly in Suffolk*. London 1773. Vgl. Georg Meyer-Thurow, *Obolen*, 5. Jahrgang (2004), Nr. 2., S. 10-25, hier S. 20.

¹⁷ Kotzebue, August von: *Das merkwürdigste Jahr meines Lebens*. München 1965, S. 167.

¹⁸ Ebenda, S. 224.

¹⁹ Wiederholt bezeichnet er den Norden als „Oben“. Möglicherweise kommt dieser Sprachgebrauch von den genordeten Karten: Wenn diese an der Wand hängen, ist Norden „oben“. Die Bezeichnung fügt sich jedenfalls in das Bild Russlands als Berg ein, ein Bild, das auch Görres mit seiner Darstellung Russlands als bedrohlichem Gletscher nutzte, und Johann Gottfried Herder (*Journal meiner Reise im Jahre 1769*. Nachwort. Stuttgart 1976, S. 217), für den Riga „unter Rußlands Schatten beinahe Genf“ ist.

²⁰ Dass sich die Stadt gar nicht an der Wolga befindet, sondern am Lowat, ist weniger eine zufällige Ungenauigkeit Seumes als ein Zeichen der Aufhebung der Raumzeitlichkeit des Textes, den die Höhepunkte aus den Fugen geraten lassen.

²¹ Vgl. Gaderer, Rupert: „[...] auf einer Wanderung begriffen“. Literarisierte Raumkonzeption in Johann Gottfried Seumes Spaziergang nach Syrakus und Mein Sommer 1805. Wien 2005 (im Druck), S. 21 f.

²² Friedrich Schiller, Berglied. In: Schillers Werke (SNA), Bd. 2.I, hrsg. v. Norbert Oellers u.a., Weimar 1983, S. 216.

²³ De Certeau, Michel: Kunst des Handelns. Berlin 1988, S. 234.

²⁴ Görner, Rüdiger: Grenzen, Schwellen, Übergänge: Zur Poetik des Transitorischen. Göttingen 2001, S. 75.

²⁵ Victor Turner bezeichnet den Zustand außerhalb von Raum und Zeit beim Grenzübergang unter Bezug auf eine anthropologische Theorie van Genneps als „Liminalität“ oder als „Zwischenexistenz“: „in liminality, new ways of acting, new combinations of symbols, are tried out, to be discarded or accepted.“ Zit. n.: Erika Fischer-Lichte u.a. [Hrsg.]: Ritualität und Grenze. Tübingen 2003, S. 26.

²⁶ Egger, Irmgard: Strategien inszenierter *aisthesis*: Johann Gottfried Seumes *Spaziergang nach Syrakus*. In: Drews, Jörg (Hg.): Seume: „Der Mann selbst“ und seine „Hyperkritiker“. Vorträge der Colloquien zu Johann Gottfried Seume in Leipzig und Catania 2002. Zweite, verbesserte Auflage. Bielefeld 2005, S. 309-322, hier S. 310ff.

²⁷ Cooke, Maeve: Die Suche nach einem Selbst: Überlegungen zur Frage der Selbstwerdung in Jonathan Rabans *Hunting Mr Heartbreak*. In: Fuchs, Anne und Theo Harden [Hrsg.]: Reisen im Diskurs. Modelle der literarischen Fremderfahrung von den Pilgerberichten bis zur Postmoderne. Heidelberg 1995, S. 35-54, hier S. 41.

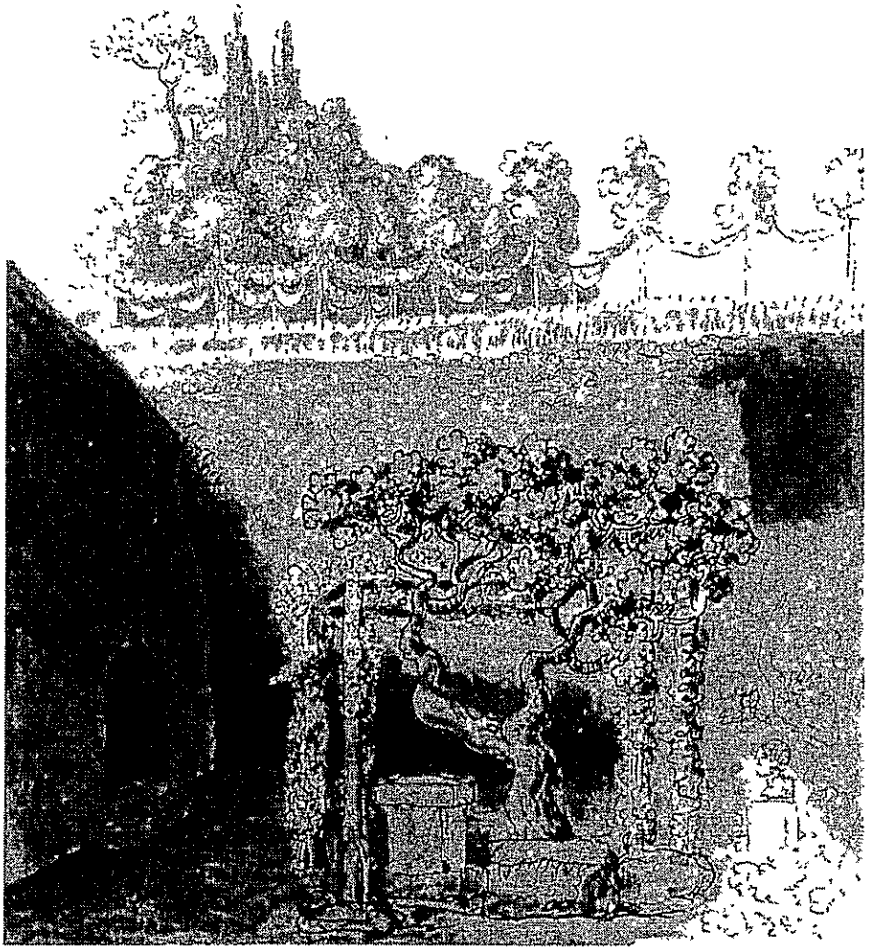
²⁸ Kuczynski, Ingrid: Die Lust am Wandern – ein Hintergehen der bürgerlichen Moderne? In: Albrecht, Wolfgang und Hans-Joachim Kertscher [Hrsg.]: Wanderzwang – Wanderlust. Formen der Raum- und Sozialerfahrung zwischen Aufklärung und Frühindustrialisierung. Tübingen 1999, S. 44-60, hier S. 58.

²⁹ Görner, Rüdiger: Grenzen, Schwellen, Übergänge: Zur Poetik des Transitorischen. Göttingen 2001, S. 11.

³⁰ Zit. n.: Zänker, Eberhard: Johann Gottfried Seume. Eine Biographie. Leipzig 2005, S. 323.

³¹ „I think there is a fatality in it: I seldom go to the place I set out for.“ Zit. n.: Kuczynski, Ingrid: Verunsicherung und Selbstbehauptung – der Umgang mit dem Fremden in der englischen Reiseliteratur des 18. Jahrhunderts. In: Fuchs, Anne und Theo Harden [Hrsg.]: Reisen im Diskurs. Modelle der literarischen Fremderfahrung von den Pilgerberichten bis zur Postmoderne. Heidelberg 1995, 55-70, hier S. 66.

³² De Certeau, Michel: Kunst des Handelns. Berlin 1988, S. 197.



Sehr lange hielt sich Seume weder in Portici noch in Pompeji oder Herculaneum auf; das Kurzangebundene oder sogar Achselzuckende seiner Besuche oder doch seiner Berichte von Besuchen bei Kulturdenkmälern gehört ja zu den Characteristica seiner Reiseberichte, insbesondere des italienischen, und so gibt er sich weder gründlich noch begeistert vor bzw. von den Ausgrabungen in Herculaneum. In Pompeji findet er wenigstens das Theater noch „nett“ und „geschmackvoll“, zu Herculaneum sagt er nur, hier sei schwerer zu graben als in Pompeji; dann kommt

die Andeutung, daß eine Dame ihm ihre Adresse gab (!), er aber sich weiter nicht um sie bekümmerte (!), und dann folgt eine Arie in Gedichtform über den Vulkanausbruch. Wer sich ausführlicher über Herculaneum und den Stand der Ausgrabungen einst und jetzt (noch immer ist ein Gutteil von Herculaneum nicht ausgegraben!) informieren will, schaue sich die wunderbare, reich bestückte und in einem umfangreichen Katalog dokumentierte Ausstellung „Verschüttet vom Vesuv. Die letzten Stunden von Herculaneum“ in der Archäologischen Staatssammlung in München an, und wer zu spät gekommen ist, kann sich die Ausstellung wenigstens in Katalog-Gestalt ansehen (Hg. von Joseph Mühlenbrock und Dieter Richter. Mainz: Verlag Philipp von Zabern 2006. 356 S., 29.80 €.) Was Seume gesehen hat oder hätte sehen können, zeigt die aquarellierte Tuschfederzeichnung (25,3 x 20,7 cm, Düsseldorf, Goethe-Museum) von Johann Heinrich Wilhelm Tischbein, die in zeitlicher Nähe zu Seumes Besuch entstand, Ende der neunziger Jahre: „Es handelt sich um eine der sehr seltenen zeitgenössischen Ansichten der Ausgrabungen. Man erkennt die mehrere Meter hohe, bei den Ausgrabungen glatt abgetragene Verschüttungsschicht. Auf dem ausgegrabenen Terrain eine Pergola, in der Höhe des Bodenniveaus des 18. Jahrhunderts. Eine flüchtig gezeichnete Büste am rechten Rand verweist auf die Funde. Tischbein lebte von 1787 bis 1799 in Neapel, zuletzt als Direktor der Akademie.“ (Dieter Richter; im Katalog S. 332.) J.Dr.

*

Nachrichten von Büchern und Menschen

Im Katalog der „Antiquariatsmesse & Künstlerbuch“ in Hamburg mit dem Titel „quod libet“ für die Verkaufsausstellung vom 10. bis 12. November in der Hamburger Börse bietet das Antiquariat Norbert Knöll:

Seume, Johann Gottfried: Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802. Braunschweig und Leipzig 1803. Pappeinband der Zeit mit goldgepr. RSchild. S. XVI, 491 S., 1 Bl. Errata. Mit gest. Titel und gest. Frontispiz. 8° (also die Erstausgabe)

Einband stellenweise beschabt und etwas fleckig. Alter Name und Dat. auf Titel Stellenweise etwas stockfleckig. Der Band ist mit 600 € ausgezeichnet. –

Die briefmarkengroße Abbildung daneben zeigt das Titelblatt des Bandes mit der berühmten Reinhartschen Zeichnung des Wanderers Seume.

Die Ankündigung der Auktion bei J. A. Stargardt in Berlin am 21./22. November 2006 enthält als Nr. 300 auf Seite 144 das Angebot eines eigenhändigen Manuskripts von Seume mit vier Anekdoten aus dem klassischen Altertum, darunter die folgende Anakreon-Anekdote: „Anakreon erhielt von Polykrates fünf Talente zum Geschenk; das machte ihm zwey unruhige Nächte. Er gab sie also zurück und sagte: ich mag kein Geschenk das mich nicht schlafen läßt. [...] Diese Erzählung mag wohl Hagedorn Veranlassung zu seinem lustigen Seifensieder gegeben haben.“ Das Manuskript ist auf 1600 € taxiert.

Rezension zu Karl August Böttiger - Briefwechsel mit Auguste Duvau. Mit einem Anhang der Briefe Auguste Duvaus an Karl Ludwig von Knebel. Herausgegeben von Klaus Gerlach und René Sternke. Berlin: Aufbau 2004. (Ausgewählte Briefwechsel a. d. Nachlaß von Karl August Böttiger, Bd. 1)

Noch an seinem Todestag erhielt Karl August Böttiger den Brief eines seiner treuesten Briefpartner, Friedrich Jacobs aus Gotha. Über mehr als vier Jahrzehnte hinweg hatten die beiden Altertumsforscher in fast 400 Briefen Informationen ausgetauscht. Am Anfang stand ein fachlich-philologisches Interesse, das sich durch die fast liebedienersiche Freundlichkeit Böttigers rasch erweiterte und bald auch allgemeinere (private wie öffentliche) Sachverhalte einbezog. Natürlich war auf beiden Seiten auch Zweckdenken mit dieser Korrespondenz verknüpft. Es galt, Hintergrundinformationen zu sammeln, um Zeitungen und Zeitschriften mit journalistischem Futter zu versorgen. In vielen Fällen war es Böttiger, der hierbei mit vertraulichen Mitteilungen die Gunst des Ansprechpartners zu gewinnen suchte. Als Altphilologe besaß Böttiger ein solides Fachwissen, durch sein Netzwerk an Kontakten war er stets bestens über alle Vorgänge in der akademischen, künstlerischen und buchhändlerischen Welt informiert und stellte somit als Dreh- und Angelpunkt der Wissensvermittlung eine der wichtigsten Nachrichtenbörsen der Goethezeit dar.

Dass er seine Briefschaften zumeist sorgfältig aufbewahrte und durch seinen Sohn der Sächsischen Landesbibliothek in Dresden übergab, macht ihn für die Forschung um so schätzbarer. Im Zuge der positivistischen Germanistik am Ende des 19. Jahrhunderts schlachtete man diesen Nachlass speziell in Hinsicht auf die Weimarer "Klassiker" aus. Inzwischen zeichnet sich ein gewandeltes Interesse ab. Im Zusammenhang mit der breiter gefächerten Rezeptionsforschung und durch Einbeziehung der Buchdistribution als nicht unwichtigem Faktor der Literaturvermittlung in die neuere Forschung zeigt sich, dass Böttigers Briefwechsel mit Verlegern, Redakteuren und bislang als sekundär betrachteten Autoren eine wahre Fundgrube an Informationen darstellen. Daher ist es zu begrüßen, dass sich Klaus Gerlach und René Sternke entschlossen haben, eine Auswahl solcher Korrespondenzen herauszugeben. Sie hatten bereits 1998 eine anhand der originalen Handschriften verbesserte und erweiterte Edition der "Memoiren" Böttigers publiziert und erfreulich viel Zuspruch erhalten. Nun haben sie im Jahr 2004 im gleichen Verlag den Briefwechsel Karl Augusts Böttigers mit Auguste Duvau ediert.

Auf 414 Seiten, zudem versehen mit einem 24seitigen Aufsatz plus kurzer Einleitung, erhalten wir Kunde von 104 zwischen den Beiden gewechselten Briefen, von denen 17 nur erschlossen, aber nicht mehr auffindbar sind. Die fast 220 Seiten umfassende Wiedergabe dieser Briefe stellt das Kernstück der Edition dar, unterstützt durch 130 Seiten Anmerkungen. Als Zugabe zum Anmerkungsenteil

* Dr. Ernst F. Sondermann / Tohoku Gakuin Univ. / Izumi Campus / 981-3193 Sendai / Japan

liefern die Herausgeber dankenswerter Weise noch auf 45 Seiten 25 Briefe Duvaus an Knebel, die allerdings nicht mit Anmerkungen versehen wurden. Doch glücklicherweise sind auch diese Briefe im Personen- und Werkregister berücksichtigt. Mit den zahlreichen in die Anmerkungen eingearbeiteten aufschlussreichen Autographen stellen die beiden Herausgeber ihre umsichtige Sorgfalt bei der Suche in Archiven unter Beweis. Zu manchen Personen, etwa Henrichs, neben Cramer der bedeutendste deutsche Verleger in Paris, hätte man gern mehr erfahren, da er bis zu seiner Scheidung und dem folgenden Bankrott eine nicht unwichtige Rolle spielte.

Ein paar Bemerkungen zur Aufmachung seien gestattet:

Die solide Bindung, Bildbeigaben (leider ließ sich kein Portrait von Duvau finden), das großzügige Schriftbild, ein differenziertes Layout bei der Textwiedergabe, dafür sei den Editoren, dem Verlag und dem Mäzen Reemtsma gedankt. Eine etwas ausführlichere Erklärung zu den verwendeten Schrifttypen - etwa bei Brief 37, 53 oder 88, wo uns Böttiger die nötigen Hinweise geben muss - wäre in den editorischen Bemerkungen angebracht gewesen. Wer selbst diese Briefe in der Handschrift gelesen hat, kann die Mühe und Sorgfalt der Transkribierung ermessen. Allerdings überlassen die Herausgeber stillschweigend dem unvorbereiteten Benutzer beim Vergleich ihrer Transkribierung mit der von Drews/Sangmeister in der Seume-Briefausgabe die Entscheidung über die richtige Lesart, so etwa in Brief 80/322 Tappe vs. Kappe oder am Ende "auf zwei Tage", was sicher die schwierigere Lesart ist; oder in Nr. 85/331, wo zudem Datierung und Umfang stark voneinander abweichen. In Brief 37 könnte man in Zeile 3 "wen[n]" und den Punkt am Ende des Satzes emendieren.

Woher stammt das einführende Knebel-Zitat auf S. XII beim Brief Duvaus an Chamisso von 1823? Man muss dafür die Quelle auf S. 371 ausfindig machen. Etwas unglücklich ist die Annexierung des Knebel-Teils nach S. 225, weil z.B. die Abkürzungen davor (und nicht ganz am Anfang oder Ende) rangieren. Auf S. XXV sollte bei Anmerkung 21 ("Zustand der neuesten Litteratur ... in Frankreich [unter Robespierres Regierung]" ein Quellenhinweis [NTM 1795 Jan. 77-102 und Febr. 168-192] erscheinen. Die Anmerkung 22 verweist auf den Brief Nr. 49, was sich eher als Sackgasse erweist. Anmerkung 31 könnte sich mit Seitenangabe direkt auf Anmerkung 28 beziehen. S. XXXIV "Von April 1803 bis Oktober 1805 lebte Duvau in Leipzig" ist natürlich falsch, da Duvau nur bis Oktober 1804 in Deutschland weilte. Böttiger als "wichtigste emotionale Bezugsperson in Deutschland" (ebd. S. XXXIV) einzustufen erscheint mir fragwürdig, da kann man eher an die Familie Griesbach und Frau v. Schardt denken. Die Verbindung von Abkürzungsverzeichnis mit der halbherzigen Bibliographie auf den Seiten 228 - 236 ist von der Handhabung und Aufmachung her allerdings gewöhnungsbedürftig. Im Zusammenhang mit bibliographischen Angaben hätte man alle auf literarische Autoren bezüglichen Artikel Duvaus in der *Biographie Universelle* der Gebr. Michauds anführen können. Eine Liste der von Duvau gefertigten literarischen Übersetzungen sowie eine Zeittafel seiner Lebensdaten in Stichworten ist wohl zuviel verlangt.

Zu Duvau: Warum ist er bemerkenswert für die deutsche Literatur? Duvau war insofern ein außergewöhnlicher Emigrant, als er sich ganz auf die deutsche Sprache und Kultur einließ, ohne sich seiner französischen Bildung und Werteskala zu entäußern. Durch Übersetzungen (Kotzebue, Lafontaine, Wieland, Becker vor allem) vermittelte er seinen Landsleuten manche Einblicke in das aktuelle Geschehen auf dem literarischen Markt in Deutschland. Seine eigenen poetischen Produkte waren eher konventionell. Als Multiplikator ist er nicht so breitenwirksam wie etwa Mme de Staël geworden, trotz seiner Artikel in der *Biographie Universelle* über deutsche Autoren, denn seine geplante Geschichte der deutschen Literatur für das französische Publikum wurde nicht vollendet. Ein direkter Vergleich mit dem bekannteren Emigranten und Kant-Vermittler Charles Villers hätte seine Bedeutung klarer herausgestellt.

Zum Verhältnis Duvau-Seume: Von größerem Interesse dürften für "Obolen"-Leser Hinweise auf Seume in Duvaus Briefen sein. Dass die Bekanntschaft aus dem Jahr 1801 datiert, ist uns durch die Edition der Werke und Briefe Johann Gottfried Seumes im "Deutschen Klassiker Verlag" wieder in Erinnerung gerufen worden. Die Briefe Böttigers an Duvau schliessen gelegentlich mit Grüßen an die beiden Freunde Veit Hanns Friedrich Schnorr von Carolsfeld und Johann Gottfried Seume. Die je eigene sowohl nationalkritische als auch europäisch ausgerichtete politische Sicht, verbunden mit Aufrichtigkeit im Gespräch dürfte beide füreinander eingenommen haben. Duvau und Seume reisten unabhängig von einander in Richtung Italien ab, haben sich auf der Reise mehrere Male getroffen und an Böttiger zur Publikation bestimmte Berichte von den Etappen gesandt.

Man kann sich vorstellen, dass der in Seumes Werk *Mein Sommer 1805* angesprochene Briefadressat und Freund Duvau sei, so dass zwischen dessen Werk *Wie fand ich mein Vaterland wieder im Jahre 1802?* und Seumes späterem Reisebericht ein innerer Dialog herrscht, auch wenn der junge Mounier das für Duvau bestimmte Exemplar verschlammte (S. 363f.). Da sich von ihrer Korrespondenz nur Bruchstücke erhalten haben, muss man den erhaltenen Fragmenten um so mehr Aufmerksamkeit schenken.

Im Register S. 405 ist bei Seume der Verweis auf Bf. 46, Zeile 576 erkennbar falsch; die Verschreibung "Säume" statt "Seume" in Bf. 63 – von dessen Arbeitgeber Götschen! – ist bemerkenswert.

Zum Stammbucheintrag:

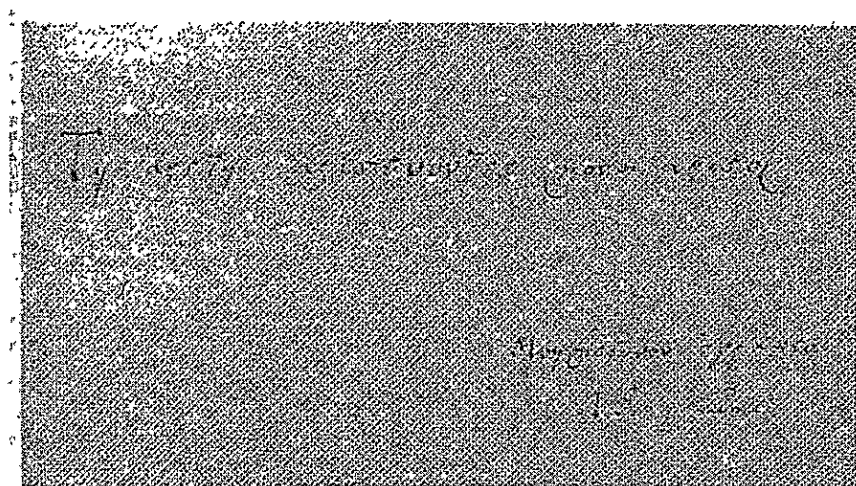
Hier läßt sich glücklicherweise eine Falschmeldung an die Kommentatoren zu Brief Nr. 3 (S. 245f.) korrigieren. Der beklagte Kriegsverlust dieses Duvau-Stammbuchs ist kein solcher. Das 1923 verauktionierte Buch befindet sich weiterhin in Händen der japanischen Familie. Im Juli 2005 konnte ich es nur kurz untersuchen, Fehler beim Transkribieren sind also möglich. Über die Kurzvorstellung durch den damaligen Familienfreund Ernst Lewalter in seinem Artikel *Ein Stammbuch aus der Goethe=Zeit* (in: *Die Literatur*, 26.Jg./ Oktober 1923, Heft 1, S. 654-656) hinaus lassen sich nun allerdings zu Umfang, Anzahl der Eintragungen/Beiträgern, etc. präzisere Angaben machen.

Zu Seumes, bei Lewalter am Schluss nur kurz erwähntem, nicht aber zitiertem Eintrag und als Präzisierung des Vermerks in Drews/Sangmeisters Edition der Briefe Seumes (Frankfurt/M. 2002, S. 638 und 1167) läßt sich feststellen:

Auf dem in moderner Bleistiftnotierung numerierten Blatt 209 findet sich folgendes Autograph von Seume (vgl. Abbildung):

Τη ἀρετὴ ἀριστευόντες μόνοι ἀριστοί.
Μνημοσύνον ἔγραψεν
I.G. Seume.

Seume hat, wie sich aus der Abbildung erkennen lässt, keine griechischen Akzente verwendet, hat aber über die Anfangsvokale den Spiritus lenis gesetzt.



In meiner – trotz der Hilfe von den Kollegen Hajime Ishida und Robert Ash – immer noch unvollkommenen freien Übertragung ins Deutsche lautet der Text so:

Allein die der Tugend Beflissendsten sind die wahrhaft Besten.
Zum Gedenken an den Schreiber
I.G. Seume.

Es ist nicht möglich, im Deutschen das Wortspiel mit „aristos“ wiederzugeben, denn sowohl das „beflissen“ wie auch das „beste“ bezieht sich natürlich auf das griechische „aristos“, aber dies ist im Deutschen nicht nachahmbar. Ob es sich bei dem „Denksatz“ oder „Denkspruch“ von Seume um ein Zitat oder um eine neue eigene Formulierung Seumes handelt, war nicht festzustellen; der Satz klingt wie aus einem der von Seume geliebten griechischen Moralisten genommen. Dem wegen seiner sozialen Herkunft vertriebenen Aristokraten Duvau dürfte dieses Kompliment willkommen gewesen sein. Ein paar Fragen stellen sich bezüglich der Datierung dieses Textes. Denn es ist nicht so leicht verständlich, warum das undatierte, eingeklebte, oben und unten etwas beschnittene Blatt im Album ein

Eintrag in Rom sein soll, wie eine mit Bleistift in moderner - mir unbekannter - Handschrift hinzugefügte Ergänzung uns glauben machen will: "Roma / d. 29. 5. 1802". Das Format in Kleinoktav (18,9 x 10,9cm), kann hier nur als ungefähr angegeben werden, da nicht das Original gemessen werden konnte. Das vorausgehende, gleichfalls undatierte, eingeklebte und beschnittene Blatt stammt von dem italienischen Dichter Vittorio Alfieri. Man kann natürlich annehmen, dass beide Autographen aus Rom stammen, wo Duvau das Stammbuch vielleicht nicht zur Hand hatte. Doch schon im Brief vom 25. 8. 1801 dankt Seume Böttiger für die Vermittlung der Freundschaft mit Duvau (Drews/Sangmeister, Seume Briefe, 2002, Nr. 237, S. 356f.) und erwähnt auch das Stammbuch, für das sich Duvau einen Eintrag von Seume erbeten habe. Dieser Bitte scheint Seume in Form eines als Briefanlage beigefügten Blattes nachgekommen zu sein. Somit dürfte beim Treffen in Rom das im Vorjahr erbetene (und wohl auch erhaltene) Autograph Seumes bereits eingeklebt gewesen sein, was ein erneutes schriftliches Zeugnis dieser Art unwahrscheinlich machen würde. Da Duvaus Brief an Böttiger vom 29. Mai 1802 aus Rom verloren ist (lt. Gerlach Nr. 49 auf S. 55) und der folgende am 26. Juni angefangene und aus Florenz datierte Brief nur das zufällige Treffen mit Seume bei Fernow in Rom beschreibt, kann jedenfalls aus dieser Korrespondenz kein zwingender Beweis für die Rom-Datierung hergeleitet werden.

Gerlach und Sternke verdienen Zuspruch und Ermutigung bei ihrem ehrgeizigen Unternehmen. Man darf auf die kommenden Bände gespannt sein.

*

Neu Entdecktes und Neuerscheinungen zu Johann Gottfried Seume und dem Umfeld

Armin Strohmeier: Sophie von La Roche. Eine Biografie. Leipzig: Reclam 2006. 303 Seiten. – Der Band hat kein Namensregister, aber soviel habe ich doch gesehen: Seume kommt darin nicht vor.

Dirk Sangmeister: Rezension von Eberhard Zänker: Johann Gottfried Seume. Eine Biografie. Leipzig: Faber & Faber 2005. In: Lichtenberg-Jahrbuch 2006, S. 245-247.

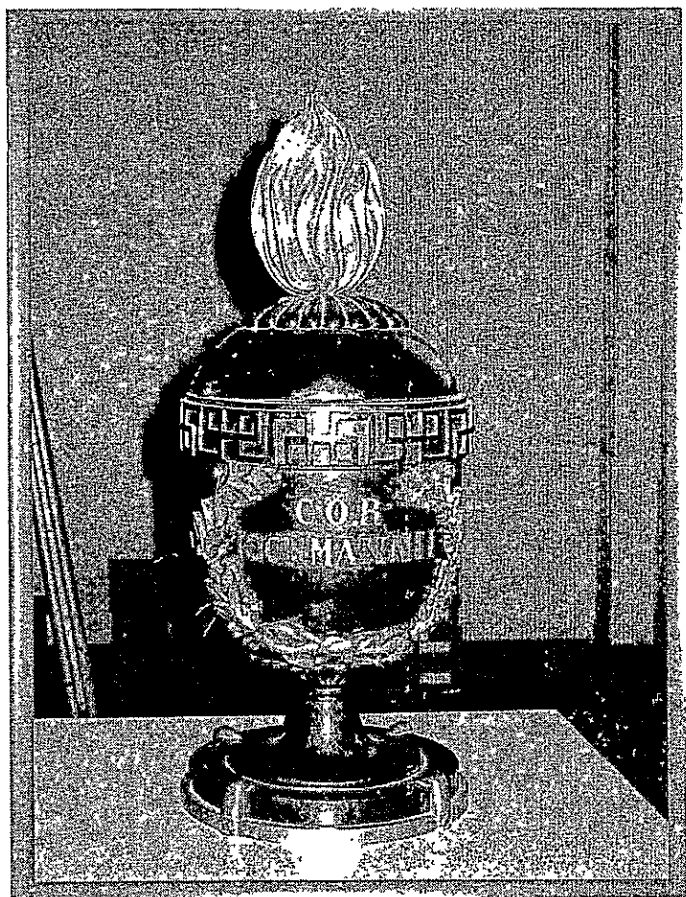
Willi Winkler: Karl Philipp Moritz. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag 2006. (= rowohlts monographien Nr. 50584.) 159 S.

Adolph Freiherr von Knigge: Benjamin Noldmanns Geschichte der Aufklärung in Abyssinien. Vorgestellt und mit einem äthiopisch-deutschen Brückenschlag versehen von Asfa-Wossen Asserate. Frankfurt / M.: Eichborn, 2006. 372 S.

Peter Krutsch: Spazieren als moralischer Lehrgang. Nach über 100 Jahren gibt es wieder eine Biographie über Johann Gottfried Seume. In: Leipziger Volkszeitung, 19.7.2006.

Michael Kemmerer: Spaziergang nach Syrakus. Umfassende Seume-Biographie von Eberhard Zänker. In: Main-Echo Aschaffenburg, 24.12.2006.

ht: „Ein Kämpfer gegen seine Zeit“. (Rez. Zänker.) In: DAMALS 8-2006.



Rechts vorne im Seitenschiff des Rigaer Doms ist nun die Urne von Carl Gustav Jochmann (1789-1830) aufgestellt, die lange im anliegenden Klosterhof stand, dann für Jahre im Depot verschwand und nun wieder eines der Objekte der Pilgerfahrten der Kenner deutscher Literatur im Baltikum sein kann. Seume kannte Jochmann nicht, aber sie hatten einen gemeinsamen Bekannten, nämlich Garlieb Merkel; man kann vermuten, daß Jochmann, der Aphoristiker, Sprachdenker und späte Republikaner, Seumes *Apokryphen* in der Ausgabe von 1811 kannte, und es war Merkel, von dem sich Jochmann mit einem Billettchen 1819 aus Riga verabschiedete. 1830 starb Jochmann in Naumburg; er hatte verfügt, daß sein Leib in Naumburg, sein Herz aber in Riga zu bestatten sei. — In Heidelberg entsteht in diesen Jahren eine Gesamtausgabe der Schriften Jochmanns, den 1932 Werner Kraft wiederentdeckte und über den er im Jerusalemer Exil bis 1955 jene große Monographie verfaßte, die dann 1972 in München erscheinen konnte: „Carl Gustav Jochmann und sein Kreis. Zur deutschen Geistesgeschichte zwischen Aufklärung und Vormärz“.

J. Dr.

1. Wer war Gustav Hempel?

Vor 130 Jahren starb der Verleger von – u.a. – Seumes Werk

Sein Name steht unverständlicherweise in keinem neueren Lexikon – mit Ausnahme der NDB, Bd. 8, S. 512-513; aber dieser Artikel ist ja inzwischen auch schon wieder 37 Jahre alt... –, obwohl er zu den bedeutenden deutschen Verlegern des 19. Jahrhunderts gehört. Dennoch kennt jeder Seume-Forscher und auch mancher Seume-Freund den Namen Gustav Hempel, denn in seinem Berliner Verlag erschien vor rund 140 Jahren die bis heute vollständigste und zuverlässigste Ausgabe der Werke Johann Gottfried Seumes. *Prosaische und poetische Werke von J. G. Seume* heißt der Titel dieser Ausgabe, in Fachkreisen kurz Hempel-Ausgabe genannt, bestehend aus zehn Teilen in vier Bänden. Da die Jahresangabe fehlt, wird in der Seume-Forschung allgemein das Jahr 1879 als Erscheinungsjahr angenommen. Das ist auch richtig; aber vorher schon, zwischen 1867 und 1876, gab es die Seume-Bände innerhalb der Reihe *National-Bibliothek sämtlicher deutscher Classiker*. Obwohl diese 1879er Ausgabe durch die unsystematische Anordnung der Schriften Seumes und auch wegen einer gewissen Unvollständigkeit in der Textdarbietung nicht den Anforderungen einer modernen kritischen Ausgabe entspricht, dient sie seitdem neben den Originalhandschriften als Grundlage für spätere Seume-Editionen.

Von diesen vier kleinen braunen Leinenbänden (manchmal sind sie auch grün oder dunkelrot) mit Goldprägung gibt es heute wahrscheinlich nicht mehr allzu viele Exemplare außerhalb großer Bibliotheken und Literaturinstitute, und jeder Seume-Freund, der ein solches besitzt, wird froh darüber sein und seinen Besitz hüten. Mein eigenes Exemplar konnte ein Bücherdienst vor 15 Jahren auf einer Auktion zu einem nicht geringen Preis für mich erwerben. Die Namen zweier früherer Besitzer sind noch darin zu lesen: ein Apotheker Heinrich Bode aus Hachenburg im Westerwald und davor, mit der Jahreszahl 1878 (?), ein Herr Hahn aus Braunschweig.

Wer war der Verleger Gustav Hempel? Er stammte aus Thüringen, wo er am 9. Januar 1819 in Waltershausen geboren wurde. Sein Vater, ein Schuhmacher, der schon früh verstarb, ließ dem begabten Jungen Privatunterricht erteilen. Mit 14 Jahren nahm er in Bautzen eine Buchhändlerlehre auf und erwarb im Selbststudium eine umfangreiche Allgemeinbildung und gute Kenntnisse im Geschäftsverkehr. Danach arbeitete er drei Jahre als Buchhandlungsgehilfe in Krefeld, und anschließend trat er bei Buchhändler Heymann in Berlin eine verantwortungsvolle Stelle an. In den Zwischenzeiten besuchte er stets seine Heimat und unternahm als Natur- und Wanderfreund ausgedehnte Fußreisen durch Thüringen, Sachsen und Böhmen, hierin Seume nacheifernd.

Im Jahre 1846, als er 27 Jahre als war, gründete er in Berlin einen eigenen Verlag. Zu den ersten Büchern, die bei ihm erschienen, gehörten mehrbändige Werke wie *Preußens Helden in Krieg und Frieden* und *Der Erdball und seine Naturwunder*,

denen solche über Physik, Chemie, Länder- und Völkerkunde, aber auch schöngeistige Literatur folgten.

Besondere Verdienste erwarb sich Gustav Hempel durch die Herausgabe und Verbreitung der Werke der deutschen Klassiker, also auch Seumes. Dabei spielte, wie für viele andere Verlage, das sogenannte „Klassikerjahr“ 1867 die entscheidende Rolle. In jenem Jahr, und zwar am 9. November, wurden entsprechend einer Festlegung der deutschen Verleger und Buchhändler alle Werke der vor dem 9. November 1837 verstorbenen Autoren frei von jeglichen urheber- und verlagsrechtlichen Bindungen. Sie konnten nun von jedem Verlag gedruckt werden. An dem sogleich einsetzenden Wettbewerb der Verlage beteiligten sich neben bekannten Unternehmen, wie Brockhaus, Reclam und Meyer auch der Hempelverlag, der eine *National-Bibliothek sämtlicher deutscher Classiker* in roten Heften zu je 25 Pfennig und mit einer Anfangsauslage von 150 000 Exemplaren herausgab. Dieses mit einem enormen Kapitalaufwand betriebene Unternehmen zeichnete sich vor allem dadurch aus, daß die bekanntesten deutschen Gelehrten als Herausgeber gewonnen und nur korrekte Textausgaben geliefert wurden. Besonders hervorzuheben ist, daß Gustav Hempel erstmals die Briefe Schillers sammeln ließ. Diese Bemühungen um die Vermittlung deutschen Bildungs- und Kulturgutes an alle Schichten des Volkes können gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Sein Wahlspruch war: „Für das Volk ist das Beste nur gut genug.“

Die durch intensive Werbung erzielten Anfangserfolge der Verlage ließen aber bald aufgrund des allmählich abflauenden Käuferinteresses nach, die verschiedenen Reihen gerieten ins Stocken und wurden eingestellt. Nur Reclams Universalbibliothek überlebte. Gustav Hempels *National-Bibliothek* erreichte nach zehn Jahren 1877 mit 246 Bänden ihren Abschluß.

Im gleichen Jahr, am 13. November 1877 starb der Verleger, der sich zu viel Arbeit aufgebürdet und seine Gesundheit nicht geschont hatte, nach längerer Krankheit im Alter von 58 Jahren. Obwohl Gustav Hempel die meiste Zeit seines Lebens in Berlin verbrachte, blieb er seiner thüringischen Heimat treu verbunden. In seiner Geburtsstadt Waltershausen erinnert eine Villa, die er 1864/65 erbauen ließ, noch an ihn. Vor allem aber sollte er wegen seiner Verdienste um die deutsche Kultur nicht vergessen werden.

2. Zur Datierung der Entstehung von Seumes Gedicht „Elegie auf einem Feste zu Warschau“

Der geschichtliche Hintergrund von Seumes Gedicht, erstmals publiziert im Anhang zu Garlieb Merkels „Die Letten“, datiert auf 1797, ist die 2. Teilung Polens, die Preußen und Rußland am 23.1.1793 beschlossen hatten. Sie war am 7.5.1793 abgeschlossen (s. Kursbuch Weltgeschichte. Der synchronoptische Überblick. Gütersloh/München 1997, S. 256), das heißt, daß preußische und russische Truppen die abgetrennten Gebiete besetzt haben. Am 17.7.1793 und am 23.9.1793

wurde die Teilungsakte unterzeichnet (s. Inge Stephan, Johann Gottfried Seume. Ein politischer Schriftsteller der deutschen Spätaufklärung. Stuttgart 1973, S. 25). Bedeutet das, daß am 17.7. zunächst der polnische König die Akte unterzeichnet hat, während der Sejm („Stummer Sejm“) erst am 23.9. gezwungenermaßen den Vertrag ratifizierte (s. Jörg K. Hoensch, Geschichte Polens. Stuttgart 1998, S. 167)?

Am 5.6.1793 schickte Seume sein Gedicht „Elegie auf einem Feste zu Warschau“ an Schiller und schreibt dazu u.a.: „Ich schrieb es in Warschau im Vorzimmer des kommandierenden Generals an einem Tage, als Polen und Rußen gemeinschaftlich... das vollbrachte Werk der Theilung feierten.“ (Johann Gottfried Seume, Briefe. Frankfurt am Main 2002, S. 67) In einer später verfaßten Anmerkung Seumes zu dem Gedicht heißt es u.a.: „Der General Igelström hatte in Warschau eine glänzende Gesellschaft, wo alles, was in der Residenz auf irgendeine Weise von Ansehn war, auf dringende Einladung sich einfand. Der König war zu seinem Schicksal nach Grodno gegangen. Es war der Tag, wo man dort in der Reichsversammlung die neue Theilung unterzeichnete...“ (Prosaische und poetische Werke von J. G. Seume. Berlin o.J. (= Hempel-Ausgabe), 10. Teil, S. 220) Auch in der 1798 verfaßten Rezension von Garlieb Merkels Buch „Die Letten“ betont Seume, daß er das Gedicht geschrieben hat, „als man in Grodno auf dem Reichstage vor den russischen Kanonen die zweite Teilung unterzeichnete und an dem nämlichen Tage der General Igelström, in seinem Palaste in Warschau, dem Adel des zertrümmerten Reichs eine Fete gab.“ (Johann Gottfried Seume, Werke. Band 2. Frankfurt am Main 1993, S. 337)

Da Seume in seinen Äußerungen leider kein Datum angibt und auch sonst nicht sehr sorgfältig und zuverlässig mit historischen und anderen Fakten umging, bleiben einige Fragen offen. Die wichtigsten sind: Wer hat wann den Teilungsvertrag unterzeichnet, und wann fand Igelströms Fest in Warschau statt? War es schon am 7.5.1793 oder kurz danach aus Anlaß der vollbrachten Teilung Polens, wie man aus Seumes Brief an Schiller schließen könnte, nicht jedoch aus den beiden anderen Äußerungen Seumes? Wenn das Datum von Seumes Brief an Schiller stimmt, muß Igelströms Fest am oder nach dem 7.5. und vor dem 5.6.1793 stattgefunden haben.

Wenn es so war, könnte Seume die Unterzeichnung durch König oder Sejm nachträglich mit dem Fest in Verbindung gebracht, also vorgezogen haben. Oder hat Seume das Gedicht doch erst später, vielleicht am 17.7.1793, geschrieben, wie im Kommentar zu Seumes Brief behauptet wird (s. Seume, Briefe, S. 710)? Dann wäre allerdings das Datum des Briefes falsch. Ist das Briefdatum aber richtig, kann der Satz im Kommentar nicht stimmen.

Die Frage ist auch, wann Seume die erläuternden Bemerkungen zu einigen seiner Gedichte geschrieben hat – vermutlich für die 1. Ausgabe seiner Gedichte 1801, wo die uns interessierende Anmerkung auf S. 242 steht; sie wird wiederholt in der zweiten Ausgabe seiner Gedichte 1804, S. 278. Bei einem solchen zeitlichen Abstand ist es leicht möglich, daß Seume sich nicht mehr an die genauen Daten

im Jahr 1793 erinnern konnte und deshalb historische Ereignisse und Entstehung des Gedichts durcheinander geraten oder miteinander verschmolzen worden sind. Seumes Ungenauigkeit zeigt sich auch in der Verwendung des unkonkreten Wortes „man“ in Verbindung mit der Unterzeichnung des Teilungsvertrages. Jedenfalls bleiben hier einige Fragen offen.

*

Gehört, gelesen, notiert:

1. Aus Garlieb Merckels Rubrik „Vermischte Nachrichten“ in der von ihm in Riga herausgegebenen, zwei Mal wöchentlich erscheinenden Zeitung „Der Zuschauer“, Nr. 396 der Gesamtfolge, 10. Februar 1810, S. 72:

Unverhofftes Wiedersehen (sozusagen)

„– Folgende Begebenheit, die sich zu Fahlun in Norwegen ereignet hat, würde interessanten Stoff zu einem Gedichte geben können. In dem dortigen Eisenwerke fand man, als man eben eine Oeffnung zwischen zwei Schächten machen wollte, einen versunkenen Bergmann. Die Leiche, ganz von Eisenvitriol durchdrungen, war anfangs weich, wurde aber, sobald sie an die Luft gebracht worden, steinhart. Fünfzig Jahre hatte sie in einer Tiefe von 300 Ellen in Vitriolwasser gelegen, und keiner der Anwesenden kannte des Jünglings noch unveränderte Züge; keiner wußte, wie lange er gelegen habe, da die Anzahl solcher unglücklichen Ereignisse so groß ist, daß weder Berg=Chroniken, noch Sagen gewisse Auskunft gegeben hätten, wenn nicht alte treue Liebe das Andenken der vormals so geliebten Züge bewahrt hätte. Denn, indem der Haufe um die eben hervorgezogene Leiche umhersteht, und die unbekannten jugendlichen Züge betrachtet, kommt eine Alte, mit grauen Haaren, an Krücken herbeigeschlichen, sieht hin und stürzt mit einem Thränenstrom über den geliebten Todten, der ihr Verlobter gewesen war, und segnet, in Ohnmacht sinkend, die Stunde, da ihr noch am Rande des Grabes sein Anblick gegönnt wird, und die Umstehenden sehen mit Erstaunen die Wiedervereinigung dieses seltenen Paares, wovon der eine, im Tode und im tiefen Grabe, noch die frischen Züge der Jugend, und die Andere, unter dem Hinwelken des Körpers und dem Zahn der Zeit, noch die jugendliche Liebe treu und unverändert erhalten hatte; und wo, bei des noch jugendlichen, starren und kalten Bräutigams fünfzigjähriger Silberhochzeit, die alte Braut noch voll warmer Liebe gesehen wurde.“

Zu einem „Gedichte“ ist der Stoff dann nicht geworden, aber zu einer berühmten Geschichte von Johann Peter Hebel, bekannt geworden vor allem durch den Abdruck im „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreunds“, und von Ernst Bloch (der sich mit Martin Heidegger nur über Hebel, den sie beide liebten, unterhalten konnte) zur „schönsten Geschichte der Welt“ ernannt.

2. Exzellenz geben ein Bonmot von sich

11. Januar 1806. Das bei Götschen in Leipzig herauskommende Journal für Frauen und geschrieben von Frauen gab Goethe, da er es auf der Bibliothek fand und darin eine Nekropompe von Seume auf Schiller bemerkte, Anlaß sehr witzig zu sagen: Mancher Hermaphrodit mag in diesem Werke stehen.

Aus: Gespräche mit Goethe. Aufgezeichnet von Heinrich Meyer. Neu bekannt gemacht von Max Hecker. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft, 3. Band / 1916, S. 208-238, hier S. 209. (Dank an Karl Koch für den Hinweis!)

3. Nach Siracusa Seumes wegen

Magadino. Wir fuhren eigentlich des hübschen Namens wegen hierher und weil der Dichter Seume, den ich als Kind schon sehr geliebt habe, auf seinen Wanderungen das süße, kleine Magadino einmal berührt hat. Später bin ich einmal – allerdings mutterseelenallen – Seumes wegen nach Syrakus gereist. Die weitesten Wanderungen nannte er 'Spaziergänge', so, als wäre keinerlei Mühe, nur Vergnügen damit verbunden, doch war ihm wahrscheinlich von Natur aus verliehen, besonders das Schöne im Gedächtnis zu bewahren und die Beschwerden des Daseins zu vergessen.

Aus: Emmy Ball-Hennings: Ruf und Echo. Mein Leben mit Hugo Ball. Frankfurt/M. 1990 (st 1726), S. 103.

Der Vorstand der Johann-Gottfried-Seume-Gesellschaft zu Leipzig e.V.
Shakespearestr.7, 04107 Leipzig.

Vorsitzender

Prof. Dr. Jörg Drews, Universität Bielefeld, Postfach 100 131, 33501 Bielefeld
Tel.: (0521) 106-3683, Fax: (0521) 106-2996, epost: joerg.drews@uni-bielefeld.de

1. Stellvertr. Vorsitzender

Dr. Otto Werner Förster

Shakespearestr. 7

04107 Leipzig

Tel.: (0341) 3913687

2. Stellvertr. Vorsitzender

Dr. Dirk Sangmeister

P.O. Box 22135

CY – 1518 Nicosia

epost: Dirk-san@web.de

Schatzmeister

Ernst-Adolf Flaskämper

Roonstraße 57

33615 Bielefeld

Tel.: (0521) 123854

Internet: www.seume-gesellschaft.de

Bankverbindung: Konto Nr. 1100 484 635, IBAN: DE74860555921100484635,

BIC: WELADE8LXXX, Stadtparkasse Leipzig, BLZ 860 555 92.

Der Jahresbeitrag beträgt für ordentliche Mitglieder 30 Euro, für (ausgewiesene) Studenten, Schüler, Auszubildende und Arbeitslose 15 Euro sowie für juristische Personen und Körperschaften 125 Euro

Die Mitteilungen der Johann-Gottfried-Seume-Gesellschaft zu Leipzig e.V. erscheinen unregelmäßig, mindestens aber zwei Mal jährlich. Hinweise zu Veröffentlichungen und Veranstaltungen werden erbeten an die Adresse der Redaktion: Jörg Drews (J. Dr.), Universität Bielefeld, Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft, Postfach 100131, D-33501 Bielefeld, Telefon (05 21) 1063683, Telefax 1062996, epost joerg.drews@uni-bielefeld.de